

Hans Ostwald

BERLIN

Anfänge einer Großstadt

Szenen und Reportagen
1904–1908

Herausgegeben von
Thomas Böhm

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag Galiani Berlin zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

Verlag Galiani Berlin
© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung: Manja Hellpap und
Lisa Neuhalfen, Berlin
Covermotiv: Berlin Friedrichstraße 1902,
© ullstein bild – ullstein bild
Vor- und Nachsatz: Ausschnitt aus
»Kiessling's Kleiner Verkehrsplan Berlin
mit Vororten« von 1904
Lektorat: Alice Herzog
Gesetzt aus der Albertina und
der Brandon Grotesque
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-86971-193-5

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de

**Texte aus den
Großstadt-Dokumenten –
die Anfänge Berlins
in Szenen und Reportagen**

==== I. ====

**Der Sachkenner
nimmt den Wissbegierigen
an die Hand**

Wie sich das Stadtbild verändert hat

Am 2. September 1870 herrschte in unserer Schule, im Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Charlottenburg,⁶⁸ große Aufregung. Der Pedell⁶⁹ hatte ein Pult inmitten des Schulhofes aufgestellt und unser Direktor hielt von dieser Rostra herunter eine schwungvolle Rede an die versammelte Schülerschaft, deren Inhalt uns Knirpsen wahrscheinlich damals unverständlich gewesen ist. Aber sie gipfelte in der Verkündigung, dass Napoleon gefangen sei und dass wir infolgedessen einen freien Schultag hätten.

Ich weiß heute nicht mehr, welche Nachricht einen größeren Eindruck auf mich gemacht hat, die, dass der Erbfeind in unseren Händen oder die, dass ich den schönen Herbsttag in der freien Luft verleben konnte, anstatt mit meinen damals noch ziemlich klein geratenen Körperteilen die Schulbank zu drücken.

Als ich zu früher Stunde nach Hause jagte und meinem Vater, der im Garten stand, die große Nachricht brachte, erfüllte es mich mit Stolz, dass ich der Erste sein konnte, der diese Nachricht mitteilte.

Damals war Charlottenburg noch ein kleines Städtchen und weit entfernt von Berlin, und die Pferdebahn, die erst seit vier Jahren durch den Tiergarten zog, vermittelte allein den Verkehr mit Berlin, unterstützt von einigen aus der vormärzlichen Zeit übrig gebliebenen Torwagen.

Ich entsinne mich, wie damals die Nachricht und die Depeschen aus dem Kriege zu uns kamen. Es war nicht wie heute, wo ein Ereignis, das Tausende von Meilen von uns entfernt stattgefunden hat, ein paar Stunden später in Extraausgaben der Hauptzeitungen an allen Ecken von Groß-Berlin sofort dem Publikum mitgeteilt wird. Wir Jungens damals hatten eine Art Stafettendienst eingerichtet und liefen den Depeschenträgern, die aus Berlin zu Fuß kamen, bis zum

⁶⁸ Die heutige Ludwig-Cauer-Grundschule, seinerzeit (allerdings erst ab 1876) benannt nach der Frau des Kaisers Wilhelm I., Kaiserin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890).

⁶⁹ Hilfskraft an öffentlichen Institutionen.

großen Stern⁷⁰ und noch weiter entgegen und rannten dann mit den Extrablättern triumphierend nach Charlottenburg zurück. Triumphierend und stolz rannten wir atemlos. Atemlos wie Siegesboten. In unserer jungen Brust schwoll das Gefühl, teilzuhaben an der Entwicklung einer neuen Zeit. Ich sah dem Einzug der Truppen zu, die mit Eichenlaub geschmückt vom Feldzug zurückkehrten. Ich habe mit meinem Vater, der als Arzt in den Garnisonslazarets beschäftigt war, die verwundeten Turkos⁷¹ besucht und die großen Scharen der anderen französischen Besiegten. Und der tolle Jubel, der bei den Festen erscholl, die man unseren heimgekehrten tapferen Soldaten gab, ließ in meinem Kinderherzen einen nie verklingenden Widerhall zurück.

Dann kamen die Gründerjahre und mit ihnen der Goldregen über Berlin, den die Milliarden der Franzosen⁷² über uns ausschütteten. Es war, als wenn einer, der lange gedarbt hatte, plötzlich durch eine Erbschaft oder einen Lotteriegewinnst zu Geld gekommen war. Übermäßig wirtschaftet er dann. Er kennt den Wert des Geldes nicht recht und schätzt ihn nicht. Er wirft es leicht heraus, so leicht wie er es gewonnen. Überall regte es sich in Berlin. Die Spekulation schoss in die Höhe wie wildes Unkraut aus fettgedüngtem Boden. Männer wie Strousberg⁷³, Quis-

⁷⁰ Zentraler Platz im Tiergarten, zunächst Jagdplatz, im Zuge der Umgestaltung des Tiergartens in den 1830er- und 1840er-Jahren zu einem repräsentativen Platz umgestaltet. Heute Standort der Siegessäule.

⁷¹ Volkstümliche Bezeichnung der algerischen und tunesischen Regimenter des französischen Heeres, die in der deutschen Presse während des Krieges von 1870/71 als »menschliche Ungeheuer« herabgewürdigt wurden.

⁷² Frankreich zahlte fünf Milliarden Franc an Reparationen, die in Infrastrukturmaßnahmen im ganzen Deutschen Reich investiert wurden: z.B. Bahnhöfe, Poststationen in Ostpreußen, Kirchen und Schulen in der Pfalz und im Elsass. Ein Teil (120 Mio.) wurde als »Reichskriegsschatz« im Juliturm der Zitadelle Spandau eingelagert. Das Deutsche Reich wurde in den Folgejahrzehnten eine der größten Volkswirtschaften der Welt. Die französische Wirtschaft wurde durch das Aufbringen der Reparationen in ihrer Entwicklung gebremst. Der Versailler Vertrag von 1919 ist geprägt vom französischen Revanchebedürfnis, die »Schmach von 1870/71« wettzumachen.

⁷³ Bethel Henry Strousberg (1823–1884), deutscher jüdischstämmiger Großunternehmer der Gründerzeit. Aus einfachen Verhältnissen stammend, avancierte er zum »europäischen Eisenbahnkönig« und beschäftigte zeitweise 100 000 Arbeiter. Sein

torp⁷⁴ und andere rissen die Herrschaft und das Kapital an sich. Alles verdiente mit ihnen. Goldene Berge schmolzen und wie ein goldener Lavastrom floss der Reichtum in alle Taschen der Berliner.

Das war die erste Epoche von Neu-Berlin.

Nach dem großen Krach, der Mitte der siebziger Jahre diesem wilden Taumel einer unnatürlichen Geschäftstätigkeit folgte, wurde es für einige Jahre ruhiger. Aber ein neuer Geist war mit den Milliarden eingezogen und die Großstädter, die sich als Einwohner der neuen Reichshauptstadt »fühlten«, arbeiteten emsig und jetzt auch mit mehr Bedacht an der Ausgestaltung ihrer Stadt.

Allmählich drängten die Leute aus dem Innern heraus und zogen nach dem Westen. Um die achtziger Jahre herum begann dieser »Zug nach dem Westen«. Bald wurde das Zentrum nach Londoner Muster ganz der geschäftlichen Tätigkeit überlassen, dort taten sich die großen Konfektionshäuser auf und die großen Detailgeschäfte, die Hinterhäuser wurden in Fabrikgebäude umgebaut, überall surrte der Treibriemen, und die elektrische Kraft, die den Dampf zu ersetzen anfang, wagte sich schüchtern auch in die Beleuchtung hinein.

Die Berliner, die von der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 zurückkamen, hatten Wunderdinge von der Avenue de l'Opera erzählt, die als erste Straße durch elektrisches Licht erleuchtet war. Ein Detailgeschäft in der Leipziger Straße, ich glaube es war eine Firma Michaelis, hatte zuerst dieses Licht in Berlin angewandt und wir wanderten wie zu einer Schaustellung vor die Fenster dieses Ladens, um die neue Erfindung zu betrachten. Von einem Groß-Berlin konnte man damals noch nicht sprechen. Alle Ortschaften, die jetzt mit der Mutterstadt so eng verbunden sind, dass es an manchen Stellen selbst für den Einheimischen schwer ist, festzustellen,

Wohnsitz war das 1867/68 von August Orth errichtete (im Zweiten Weltkrieg zerstörte, 1950 abgeräumte) Palais Strousberg in der Wilhelmstraße.

⁷⁴ Heinrich Quistorp (1836–1902), Kaufmann und Bankier, Bauentwickler von Berlin-Westend, profitierte von den Immobilien- und Aktienspekulationen der Gründerzeit. 1870 gründete er die Vereinsbank Quistorp & Co. zum Zweck der Finanzierung von Bankgesellschaften. Diese brachte es zu immensem Reichtum, nicht zuletzt durch windige Börsengeschäfte Quistorps. Der Zusammenbruch der Vereinsbank führte zu einer Serie von Bankrotten und gilt als auslösendes Element des Einbruchs der Finanzmärkte am 5. Mai 1873 und die anschließende »Gründerkrise«.

ob er nicht mit einem Bein in Schöneberg zum Beispiel und mit dem anderen in Wilmersdorf steht, waren durch lange öde Sandflächen oder spärliche Wiesen in weite Fernen gerückt.

Für mich bedeutete ein Spaziergang nach der Gegend, wo jetzt das Joachimsthaler-Gymnasium⁷⁵ steht, eine Landpartie. Und dabei war mein Elternhaus nicht weit von der Charlottenburger Brücke⁷⁶ entfernt. Wo heute der stolze Bau des Terrassenrestaurants in die Höhe ragt, befand sich eine kleine Holzbude, in der ein ehemaliger Maurerpolier eine Badeanstalt »managete«.

Wir Schüler pilgerten jeden Nachmittag nach Halensee hinaus, mussten aber unsere eigenen Beine dazu benutzen, da keinerlei Fahrverbindung existierte. An Kohlgärten und Baumschulen vorbei ging der Weg, dann kletterten wir über die hohen Sandwälle, die für die zu erwartende Stadtbahn aufgeschüttet waren. Wie durch die Wüste Gobi zogen wir, durch den Sand watend, und freuten uns auf das erfrischende Bad.

Wenn ich jetzt dreißig Jahre zurückdenke, muss ich, der ich der Entwicklung meiner Vaterstadt beigewohnt habe, staunen, wie es möglich war, dass sich das Stadtbild so ungeheuer verändern konnte.

Die Eltern eines Schulfreundes von mir wohnten in einer kleinen Villa in der Leibnizstraße in Charlottenburg, die jetzt die Ecke mit der Kantstraße bildet. Für uns war es damals »ein Ganzweitdraußen«. Ringsherum um das kleine Häuschen waren Felder und Wiesen, und die Straße, die hinter dem Hause zog, hatte nur einen Buchstaben als Namen. Und wenn wir abends von unseren Freunden zurückkehrten, grauln wir uns in der Einöde und liefen schnell, bis wir in bewohnere Gegenden kamen.

Eine andere Erinnerung: Wo jetzt die Händelstraße ist und die Klopstockstraße, zogen sich Wiesen hin, die im Winter Grundwasser hatten und eine wundervolle Eisbahn abgaben. Dort lernte ich Schlittschuhlaufen.

⁷⁵ Das an der Bundesallee gelegene Gebäude wird heute von der Universität der Künste (UdK) genutzt.

⁷⁶ Brücke über den Landwehrkanal mit reichhaltiger künstlerischer Gestaltung, von der heute nur noch das »Charlottenburger Tor« erhalten ist.

Den größten Aufschwung hat allerdings die Gegend um den Zoologischen Garten genommen. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, da durfte man es nicht wagen, zu später Nachtstunde über die einsamen Felder und durch die schlechtbeleuchteten Straßen zu gehen, ohne sich unliebsamen Begegnungen auszusetzen. An der Stelle, wo die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche⁷⁷ steht, waren wüste Sandhaufen. Die Hardenbergstraße entlang standen kleine unansehnliche Vorstadthäuschen und ein baufälliger Gartenzaun zog sich melancholisch die Straße entlang.

Inzwischen hatten die Berliner den Westen gegründet. Zuerst bevölkerten sie die Ausläufer der Potsdamer Straße. Dann, als mehr Platz geschaffen werden musste, wagten sich einzelne, Pionieren gleich, bis über den Lützowplatz hinaus in die verlängerte Kurfürstenstraße. Kurze Zeit danach bevölkerten sie die Gegend um den Nollendorfplatz herum und Leute, die in der Taubentzenstraße wohnten, begegneten einem verständnislosen Kopfschütteln. Dann wagten sie sich bereits auf den Kurfürstendamm und jetzt wundert sich kein Mensch mehr, wenn jemand so weit von seiner Tätigkeit sein Heim hat, dass er zu Fuß vielleicht zwei Stunden zu gehen hätte.

Mit dieser Ausdehnung der Stadt ging Hand in Hand die Verkehrsmöglichkeit, die in unserem Neuen Berlin unübertroffen ist und anderen Großstädten der Welt als Vorbild gilt.

Unser Straßenbahnnetz, die jetzt allerdings schon wieder rückständige Stadtbahn, deren Eröffnung damals einen Riesenfortschritt bedeutete, und das neueste unserer Verkehrsmittel, die Hoch- und Untergrundbahn, machten es möglich, dass sich Gegenden der Bebauung öffnen konnten, die ohne eine schnelle Transportmöglichkeit brach hätten liegen müssen.

Das Neue Berlin wuchs in den letzten zwanzig Jahren mit einer immensen Geschwindigkeit und man kann nicht behaupten, dass es jählings in die Höhe geschossen ist, vielleicht wie ein Kind, dessen Glieder in kurzer Zeit plötzlich sich ungeschlachtet dehnen. Man kann nicht behaupten, dass dieses Neue Berlin einen ungeschlachten und ungesunden Eindruck macht, kraftvoll steht es da. Überall

⁷⁷ Erbaut 1891–1895.

sind neue, manchmal sogar künstlerisch vollendete Gebäude entstanden, und wenn auch Nörgler von unserem Ungeschmack immer und immer wieder sprechen, so muss man diese darauf hinweisen, dass eine Bevölkerung, die in wenigen Jahrzehnten mit der Kraft ihres Geistes und mit der Arbeit ihrer Hände soviel geschaffen hat wie Groß-Berlin, unmöglich so fein abgestimmt sein kann wie die von Paris oder London, denen eine jahrhundertealte Tradition und Kultur den einmal geschrittenen Weg zeigt. Es ist klar, dass Leute, die den Tag über emsig tätig sind, nicht soviel Zeit darauf verwenden können, an ihre Vergnügungen und Kunstbedürfnisse das höchste ästhetische Maß zu legen. Sie sind natürlich größer in der Empfindung. Und es folgert sich, dass diese Leute, wenn sie in späteren Jahren über reiche Mittel verfügen können, diesen Reichtum nicht so dezent verwerten wie Menschen, die bereits von künstlerisch und vornehm empfindenden Ammen großgepäppelt sind. Auch die erste Deszendenz dieser reich gewordenen Arbeitsmenschen wird noch nicht die Abrundung haben, die man von Kulturmenschen verlangt. Naturgemäß fehlte ihnen die »Kinderstube«. Ihre »Kinderstube« verlebten sie in den kleinen Verhältnissen ihrer Eltern.

So haftet noch ein bisschen Parvenütum an unserem Berlin. Vor allem in diesem Neu-Berlin, das man den »Westen« nennt. Und der Reflex dieses Parvenütums sind die protzigen Fassaden der Häuser und die mit übermäßigem Luxus eingerichteten Wohnräume. Auch das Gesellschaftsleben ist davon nicht frei und die Art, von dem Neuesten, was Kunst, Technik und Literatur erzeugt, sensationell zu erhaschen.

Aber es wächst allmählich eine neue Generation heran, die über diese Auswüchse der Eltern und Großeltern mitleidig lächelt und man muss hoffen, dass das neue Groß-Berlin durch unsere Jugend das erhalten wird, was ihm zur Vollendung notwendig ist: Kulturmenschen.

Die kleinen Augenblicksbilder, die ich im Nachfolgenden von unserem Berlin gebe, wie es im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebt und sich amüsiert, sind mit einem lachenden und einem weinenden Auge gesehen. Lachend über die Unmöglichkeiten, die der Berliner zutage fördert, wenn er einen Ansatz nimmt, aus sich

herauszugehen, weinend, dass meine guten Landsleute oft so viele Mittel verschwenden für Ausgaben, die besser nicht gemacht worden wären. Ich nehme meine Mitbürger von der heiteren Seite und hoffe, dass sie sich bessern, wenn sie ihr Zerrbild im Spiegel sehen werden.

aus Band 50, Edmund Edel: »Neu-Berlin«

Unterwegs mit Bummlern und Nachtschwärmern

Eine neue Stadt ist erstanden. Riesenhäuser säumen die Straße, Gebäude, deren unzählige Fenster hypnotisch auf die Vorübergehenden stieren, ragen in die Höhe und bergen Millionen Werte an Waren.

Eine neue Stadt baute sich nach dem Kriege auf. Sie strömten aus den Provinzen in die Reichshauptstadt und suchten Unterkunft. Und Berlin dehnte sich und reckte sich, Berlin wurde reich.

Die alten Herren und die anderen, denen die Gemütlichkeit über alles ging, klagten und jammerten. Sie verloren ein liebes altes Häuschen nach dem anderen. Ganze Stadtteile, in denen das Berlin früherer Jahrhunderte moderte, entriss man ihnen und stellte ihnen dafür neumodische Häuser auf.

Ein neues Berlin entstand mit modernen Einrichtungen, mit Asphaltpflaster und einem riesengroßen Straßenbahnnetz und mit allen denjenigen Errungenschaften, die die moderne Technik gezeitigt.

Der Durchschnittsberliner verfügt heutzutage in seiner Mietwohnung über eine Bequemlichkeit, die noch vor zwanzig Jahren der Traum eines Millionärs gewesen wäre. Jeder mittelbegüterte Reichshauptstädter knipst in seinem Geschäftslokal oder in seiner Fünf-Zimmer-Wohnung »elektrisch«. Er hat es nicht nötig, seine Pedale die Treppen hinaufzubewegen, da ein selbsttätiger Fahrstuhl ihm diese Bemühung abnimmt, seine Frau und sein Dienstmädchen brauchen sich nicht um warmes Wasser zu kümmern, ebenso wenig, wie sie die Zimmer zu heizen verpflichtet sind. Alles muss nach dem Mietskontrakt mitgeliefert werden.

Wie seine Wohnung, so liebt der Berliner auch seine Straße. Aber mit der Zeit hat der Verkehr derartige Dimensionen angenommen, dass die Straße kaum noch die Menschen fassen kann, die hinüber-eilen. Zwar hat der Berliner keine Zeit, spazieren zu gehen und deshalb gelingt es nicht, einen Corso einzurichten, wie in Paris, London oder Rom. Die Versuche scheiterten an elenden Taxameterdroschen und an den Rowdies, die sich unter die Aristokraten mischten, denn diese beiden Kategorien sind die einzigen unter der Bevölkerung, die nichts zu tun haben.

Der Berliner ist auf der Straße, wenn er geschäftliche Besuche macht, wenn er in sein Bureau geht oder wenn er nach Hause fährt. Und selbst unsere Frauen laufen nur herum, um einzukaufen. Allerdings haben Frauen immer etwas einzukaufen und die Mittagsstunden zwischen zwölf und zwei Uhr locken bei schönem Wetter die Damen auf die Straße und in die Warenhäuser.

Die elektrischen Bahnen schlendern zwischen den Häuserreihen – in den Hauptstraßen ist ihre Fahrgeschwindigkeit auf ein Minimum beschränkt. Hunderte von Autodroschken, die den Pferdetaxameter – der Volksmund nennt ihn »Hafermotor« – schon fast unmöglich gemacht haben, tuten und stinken und Geschäftswagen und Riesenautobusse drängen sich zwischen den Schienen.

Unter der Straße saust die Untergrundbahn, die mit kühnem Bogen wieder an die Oberfläche schnellert, um draußen im Westen noch einmal unter der Erde zu verschwinden. Drähte ziehen sich an großen Masten in der Luft und führen die elektrischen Wagen. Andere Drähte, deren Kupfer in tausendfachen Reflexen über den Dächern funkelt, vermitteln die Telefongespräche und die Telegramme. Wie in einem großen Spinnennetz zappelt die Stadt in den elektrischen Drähten.

Ein Getöse und ein Gemurmel von vielfachem Geräusch und Stimmengewirr dröhnt durch die Straßen, undurchdringlicher Rauch, der aus den Fabrikschornsteinen der Peripherie steigt, legt sich hernieder und hüllt die Stadt in einen grauen Dunst. Gegen Abend, wenn Millionen von Lichtern aufblitzen, tanzen die Staubpartikelchen in der Luft, wahnwitzig und toll wie die Großstädter selber. Das Tageslicht schwankt und tausendfache Sonnen leuchten jetzt in gelben und weißen Reflexen, in übernatürlichen blauen und rosenroten Flammen. Die Menschen aber verlassen die Straße nicht. Bis in die frühe Morgenstunde tummelt sich die Menge, eine andere Menge zwar wie die, die am Tage über das Trottoir gelaufen, die Menge der Bummler und Nachtschwärmer, die die Straßen füllen.

Nachmittags in der Leipzigerstraße

An den reichen Schaufenstern, die mit dem zunehmenden Geschmack der Zeitgenossen und nach dem allmählichen Hinsterven der Muschelmöbelgeneration ein fast künstlerisches, dekoratives Bestreben zeigen, fluten sie vorüber. Aus den reichen Fenstern locken die Stoffe, locken die duftigen Toilettengebilde, locken die Silber- und Goldgeschmeide, locken die Lederwaren mit ihrer verführerisch-wohligen Reisesehnsucht, und süßer Schokoladenduft strömt auf die Sinne. An den Schaufenstern fluten sie vorüber, hastig, nervös, schnell – sie haben keine Zeit, bedächtig erst zu wägen, ob für den elenden Mammon Gleichwertiges an Waren sich tauschen lässt.

Nur die »Provinz« hat Zeit! Und die »Provinz« bleibt stehen, dort, um ein neues Kleid zu bewundern, hier, um vor einem neuen Gürtel in Aufregung zu geraten und zu Hause in »Lüdekes Garten« mit diesen Resultaten aus Berlin die Frau Oberlandesgerichtsrat und die Frau verwitwete Oberstleutnant bis auf den Grund ihrer sonst neidlosen Seelen zu erschüttern. Sie aber, die die »Leipziger« durchheilen, durchhasten, durchsauen, sie haben keine Zeit, stehen zu bleiben und darüber nachzudenken, ob sie jemandem imponieren wollen.

Und so gehen sie schnell ihren Geschäften nach. Der kleine Laufbursche mit den vielen Knöpfen an der Uniform und den vielen Paketen in der Hand, die immer den Nebenmenschen zwischen die Beine geraten und unliebsame Verkehrsstörungen dieser Gehwerkzeuge verursachen. Die Herren Stadtreisenden mit dem »Besuchszylinder« und dem geschnürten schwarzen Musterpaket unter dem Arm. Die Herren sonstigen Berufsmenschen, deren individuelle Tätigkeit man nach der allgemein aufgekommenen Mode der Rechtsanwaltsportefeuilles nicht mehr spezifizieren kann. Die jungen und älteren Damen, deren alleinseligmachende Beschäftigung die nutzbringende Anlage und Verwertung ihres Wochengeldes bei Tietz, Jandorf und Wertheim⁷⁸ ist.

Leipzigerstraße, Warenhäuser, Schaufenster, Pakete und eilfertige Frauenschritte – Stecknadeleinkäufe und Erfrischungsraum mit

⁷⁸ Namen von Warenhäusern.

Schokolade und appetitlichen Schinkenbrötchen! Was ist das ehemännliche Achselzucken über das »nicht gereicht habende« Wochengeld gegen das Zauberwort »Einkaufen«! »Sie« hatte doch wirklich nichts mehr anzuziehen!

Sie fahren durch die »Leipziger« geschäftig rasch ans Ziel – zwi-schendurch die anderen, die immer noch Zeit finden in unserem harten Arbeitsjahrhundert, Zeit finden zum Nichtstun, zum Bummeln. Die Gentlemen, deren liebe Gewohnheit ihnen täglich den Spaziergang durch die »Leipziger« verordnet, die täglich neue Gesichter entdecken, die sie katalogisieren und deren Entwicklung sie nachgehen – jene Damen, deren Beruf teilweise im Spaziergehen aufgeht, und die das Bummeln beinahe akademisch behandeln – die Fremden, die nach den schweren Stunden des Vormittags, nach dem mühseligen Insichaufnehmen der »Sehenswürdigkeiten« den Asphalt der Großstadt mit vollen Zügen atmen.

Und auf dem Damm kriechen die Elektrischen ihren hilflosen Schneckengang vom Spittelmarkt bis zum Potsdamer Platz. Die Omnibusse rutschen auf dem glitschigen Pflaster ihr schwerbeladenes Dasein dahin, die Droschken jonglieren durch die Gleise und sind froh, nur alle Wochen einmal mit dem Hinterrad zu karambolieren, die Autos versuchen durchzukommen, und die Chauffeure ärgern sich, dass sie die Motore alle Augenblicke abstellen müssen. Die kleinen, knatternden, schnaubenden Autos hopsen verwegen durch die Lücken und die Fußgänger wagen mutig ihre Knochen, um die andere Seite der Straße zu erreichen. Und es wogt, und es hastet, es klappert und dröhnt und arbeitet und schafft! Eine einzige große Geschäftsmaschine, ein einziges großes, nie stillstehendes Uhrwerk, in dem das stets sich jüngende Leben das Perpendikel ist.

An der Bordschwelle steht der Mann mit dem listigen harten Proletarierkopf: »Zehn Pfennje de Rosen – zwee Stück forn Jroschen – Herr Jraf, zu Pffingsten ne Rose für Ihr Freilein Braut jefällig?«

Abends am Potsdamer Platz

Zwischen den Torhäuschen,⁷⁹ diesen alten Wahrzeichen einer stillen gemütlichen Zeit, wo den Wünschen der Berliner noch ein Ziel gesetzt wurde, ergießt sich die Welle der Großstadt.

Die Nacht beginnt. Die schimmernden Dünste des vibrierenden Tages lösen sich in das Halbdunkel der Dämmerung auf, einzelne elektrische Flammen spielen als Vorläufer der großen Nachtillumination durch die mattblaue Luft. Die mächtigen Baumgruppen des Leipziger Platzes verdichten sich zu großen Massen, und die alten Denkmalsherren auf den Postamenten verschwinden konturlos in die ihnen so notwendige Ruhe.

Abend! Friede auf Erden und ein Wimmeln auf dem Potsdamer Platz.

Die Lampen blitzen auf – warmes, violettbraunes Licht tänzelt von den hohen Kandelabern, alles in eine festfrohe, bengalische Stimmung gießend.

Die Elektrischen surren, die Autos pusten, die Droschkenkutscher schimpfen, und ich stehe am Torhäuschen und stelle mir das erstaunte Gesicht des alten würdigen Wächters von anno dazumal vor, wenn er plötzlich aufwachen und sein liebes Potsdamer Tor so vollständig in »Unordnung« finden würde.

Es lachen die Mädchen, die aus den Geschäften kommen, und tuscheln sich von »ihm« ins Ohr und von Herrn Lehmann, dem Vorsitzenden des Vereins »Blaue Schleife«, der neulich auf dem letzten »Abend« so entzückend das Lied von den »Rosan, Tulpan, Nelkan« gesungen hat. Und Hedwig erzählt von einem alten Herrn, der ... na ... Pfui überhaupt die alten Herren! ... Und Paula schwärmt von der Kunstausstellung, und Lieschen deklamiert ein Gedicht, das »ihr Dichter« ihr heute geschickt hat, und Grete muss »schnell machen«, da sie erwartet wird.

⁷⁹ Die von Karl Friedrich Schinkel entworfenen, 1824 errichteten Torhäuser standen stadteinwärts an dem nach der Völkerschlacht benannten Leipziger Platz. Der Platz stadtauswärts wurde 1831 von »Platz vor dem Potsdamer Thor« in »Potsdamer Platz« umbenannt. Die beiden Torhäuser blieben beim Abriss der Berliner Zollmauer 1867 erhalten, wurden im Zweiten Weltkrieg aber fast vollständig zerstört. Ihre Ruinen standen 1961 der Berliner Mauer im Wege und wurden deshalb beseitigt.

Unter den kecken lustigen Hüten kecke lustige, liebe-blitzende Augen, schalkhafte Mündchen, wiegende Hüften und schlanker GAZellenwuchs.

Die Füßchen trippeln unter dem schwarz und weiß karierten Rock – fußfrei fertig zum Gebrauch von 20 Mark abwärts –, die Brüste dehnen sich unter den duftigen Blusen, und ein paar weiße Heftfäden aus dem Atelier bleiben schamhaft der kleinen fleißigen Arbeiterin treu und begleiten sie durch alle Gefahren und Freuden des Abends.

Hoch über ihnen aber schwebt stolzen wiegenden Ganges die Königin des Hausvoigteiplatzes, Berlins Konfektioneuse. Auch sie ging einstmals in einfacher Bluse und »fertigem« Rock, auch an ihre Spuren hefteten sich unzweideutige Heftfäden. Durch Nacht zum Licht! Der Appetit kommt beim Essen, und nichts lernt sich schneller als der Luxus, wenn man Geschmack hat, und »er« das Geld!

Zwischen der kleinen, munteren Hedwig, zwischen Paula und Grete, zwischen den Heftfäden und den englischen Strohhüten und billigen Mullblusen schreitet sie daher, die Königin der Konfektion, stolz und hehr und hoch. Jeder Zoll ein Gardemaß, jeder Zoll »Tailor made«. Die »Kleinen« mit den lustigen Backen, mit den frischen Gliedern und den geringen Gehältern trippeln zu Aschinger oder nach Hause zu »Muttern« oder zu »Tanten«, oder Emil wartet am »Potsdamer«, oder »Mieze ihrer« nimmt sie mit zu Schultheiß oder – mittwochs!

Mittwochs, da geht es »raus«. Hinaus nach Halensee, nach Süden-ende, nach Wilmersdorf, hinaus zu Luft und Tanz, bis dass die Beinchen nicht mehr können – und der Herr Lagerchef muss am anderen Tage verschiedene Anschnauzer wegen der falsch aufgeklebten Etiketten vom Stapel lassen.

Ich stehe an der Normaluhr⁸⁰ und freue mich, dass so viele Mägdelein und Jünglinge diese Vorliebe für gutgehende Uhren mit mir teilen.

⁸⁰ Uhr, die die 1893 eingeführte, im ganzen Deutschen Reich geltende »Normalzeit« anzeigte, die u. a. eingeführt wurde, um Fahrpläne für den reichsweiten Eisenbahnverkehr zu ermöglichen. Normaluhren waren würfelförmig, mit vier Ziffernblättern, so dass sie aus jeder Himmelsrichtung leicht ablesbar waren.

Normaluhr und Rendezvous ... wie Lachen und Küssen, wie Sonne und Frühling.

Und selbst die paar »Damen«, die in ihrer gesuchten einfachen Aufmachung die falsche Vorspiegelung der bürgerlichen besseren Tatsache markieren und einsam ihres Weges ziehen, bis dass ein mitleidiger Fremdling sein karges Abendbrot in einer Weinstube mit ihnen teilt, selbst diese paar »Damen« können mir nicht die Freude an der Normaluhr verderben, diesem ewigen Zeitmesser des Liebesfrühlings der Berliner »kleinen Mädchen«.

Zwischen den Torhäuschen des Leipziger Platzes flutet die Jugend hinweg von der Arbeit zur Ruhe und zum Vergnügen, hinaus in den abendfrischen Tiergarten, durch die Bellevueallee an dem Schokoladenbrunnen vorbei, der den Roland darstellen soll, über den Kemper Platz in die Zelten zur Militärmusik, zu Liebe und Gondelfahrten, zu Lachen und Hellem Lagerbier ... Am Leipziger Platz hält die Wagenburg und drüben, an der Linkstraße, stoppt eine andere Reihe von Gefährten. Ein paar Minuten ist der Potsdamer Platz leer, polizeilich abgesperrt. Arme ängstliche alte Damen und nervöse Herrlein gehen sicheren Fußes über den Platz wie Pharaos durch das Rote Meer.

Dann ein merkwürdiges Getöse, als wenn der Jäger ein Halali bläst vor fröhlicher Pirsch. Der dicke Wachtmeister in der Mitte des Platzes stößt in das Horn. Die schnauzbärtigen Schutzleute, die liebevoll vor den vier Wagenburgen, die den Platz umsäumen, Posto gefasst, heben die rechte Hand in die Höhe und nun saust es und surrt es und rennt es über den Platz, als wenn die Hölle ihren Teufeln einen Sonntagnachmittagurlaub gegeben hätte. Wehe dem kleinen Mädchen, das schnell noch hinüber wollte, weil sie ihren Max drüben an der Normaluhr bereits ergattert hatte. Sie muss sich, anstatt in die Arme ihres Liebsten zu stürzen, unter den Schutz der heiligen Hermandad stellen, um nicht als Frikassee zum Rendezvous zu kommen.

Ein neues Tuten. Dasselbe Schauspiel. Wieder einen Augenblick liegt der Potsdamer Platz friedlich da.

Aus der Leipzigerstraße drängen die Menschen hinaus.

Die Geschäfte sind geschlossen, das Vergnügen kann beginnen.

Tauentzienstraße und Kurfürstendamm

Das große Kaufhaus (K. d. W.) am Wittenbergplatz lockt mit seinen Schaufenstern, und die Frauen und Fräuleins tragen das Geld hinein und holen duftige Hutgebilde und zarte Spitzenwäsche heraus.

Aber die Menge strömt und lustwandelt bis zur Gedächtniskirche und zarte Backfischchen, kaum flügge geworden, kokettieren mit jungen Primanern und hoffnungsvollen Studenten. Die reiferen Mädchen, die die Schule des »Zoologischen Gartens« hinter sich haben, die auf dem Parkett der Hausbälle Erfahrungen gesammelt, lächeln diskret, wenn gut angezogene Lebejünglinge an ihnen vorüberstreifen und sie mit einem Augurenzwinkern aus dem Monokel anblicken. Die ganz reifen Frauen, die aus Mangel an eigener Beschäftigung und weil ihre Männer zu sehr beschäftigt sind, ihr Seelenleben entdecken, schlendern mit Paketen beladen und versuchen in der Teestube des Kaufhauses ein Plätzchen und vielleicht einen Liebhaber zu ergattern.

Und einzelne weibliche Existenzen, die unter dem gut gearbeiteten teuren Kostüm diejenige Liebesehnsucht tragen, die, in gute Münze umgesetzt, ein einträgliches Geschäft liefert, kommen aus ihren nahe liegenden Wohnungen in die Tauentzienstraße, um den älteren Herren, die, manche zufällig, manche mit Absicht hier einen Anschluss suchen, Gelegenheit dazu zu geben.

Zwischen vier und sieben Uhr nachmittags wallfahrten sie zwischen dem Wittenbergplatz und der Gedächtniskirche wie ein Ameisenzug, der Lasten schleppt. Und die kleinen und großen und die dünnen und dicken Motten flattern unstet einher und suchen das Glück auf der Tauentzienstraße ...

Am Sonntagmittag aber auf dem Kurfürstendamm! Papa geht mit Mama und den Kindern spazieren. Die älteren Töchter, deren Papa und Mama nicht mehr spazieren gehen, wandeln mit den Freundinnen untergefasst und zeigen ihre neuen Hüte und ihre gutgewachsenen Taillen. Alles, was um den Kurfürstendamm herum wohnt, in den neuen Vierteln, ist unterwegs. Das frische Grün der Bäume hat sie herausgelockt und der blaue Himmel oder auch die Sucht, sich in ihren schönen Kleidern sehen zu lassen und das Gefallen daran, die Bekannten begrüßen zu können.

In früheren Jahren wickelte sich dieser Sonntagmittagsbummel auf der Tiergartenstraße ab und das ist eine von den wenigen Sitten, die konservativ geblieben ist und die wir aus der Kleinstadt übernommen haben.

Früher bewunderte man Frau Müller in ihrer schönen Equipage, die langsam unter den dichten Bäumen des Tiergartens an den Fußgängern vorüberfuhr; heute blickt man einen Augenblick dem Herrn Generaldirektor und seiner Frau nach, die in einem 60-PS-Kraftwagen auf dem Kurfürstendamm in Staub gehüllt vorüber-sausen.

Nur in den ersten Frühlingstagen liegt etwas wie Duft auf der breiten Straße des Kurfürstendamms. Aber die unzähligen Automobile bedecken mit schwerer Staubschicht Bäume, Menschen und Häuser und der Duft des Frühlings weicht dem Duft des Maschinenöls.

Der Großstädter, der Neu-Berliner, wandelt mit seinen Kindern aus dem Trottoir am Sonntagmittag zwischen zwölf und zwei Uhr und ist beglückt, dass er den Benzingeruch einatmen kann und dass er alle seine Bekannten getroffen hat ...

Nachts in der Friedrichstraße

Es gibt Mädchen, die des Nachts allein nach Hause gehen – und dann gibt es solche, die wirklich allein nach Hause gehen. Die letzten findet man seltener, sogar höchst selten nachts auf der Friedrichstraße.

Die Geschäftslampen sind erloschen, hier und da leuchtet in einem Schaufenster drinnen die Sicherheitsglühbirne; vor den Restaurants, vor den Cafés, vor den Zylinderdestillen⁸¹ grelle Bogenlichter. Die Menschen schieben langsam ihren Weg. Wie schwarze Schatten von Nachtfaltern gegen die lichten hellen Flammen. Sie schieben sich sachte über das Trottoir, mit Ruhe und Gelassenheit, wie zur Verdauung nach einem guten Diner, und der Nachtomnibus in seiner antediluvianischen⁸² Gestalt – in der Gestalt eines zu

⁸¹ Kleines Lokal für gehobene Ansprüche.

⁸² Aus dem biblischen Zeitalter vor der Sintflut stammend.

einem Omnibus versteinerten riesenhaften Ichthyosaurus – schiebt sich ebenfalls langsam mit Ruhe und Gelassenheit über den Asphalt. Sie haben Zeit, Fußgänger und Omnibus – der »Nachmittag ist sowieso angebrochen«.

Nichts von dem Hasten und Stürzen des Tages, nichts von dem Übereilen des Geschäftes. Die Geschäfte der Nacht erledigen sich stiller, geräuschloser, und der Pakt ist schneller geschlossen.

Nichts von den vielen Verführungen des Tages. Nichts von dem geheimnisvollen Grüßen der Kleiderhändler an den Ecken der vielen Nebenstraßen der Friedrichstraße, deren Reihenfolge ein geborener Berliner nur nach gewissenhaftem Auswendiglernen behält.

Der Tag ist tot – es lebe die Nacht!

Und sie lebt, diese Nacht auf der Friedrichstraße. Es sausen die Autos und landen den müden Wanderer von seiner Bierreise schnell und schmerzlos bei den heimatlichen Penaten,⁸³ weit draußen am Kurfürstendamm. Oder sie bringen ein liebend Paar in die Gefilde der Seligen geruchlos bis vor die »Bude« im »Bayrischen Viertel«.

Und fleißig laufen die Mädchen auf und ab, von der Leipziger Straße bis zu den Linden, Rast machend, sich verschnaufend an der Jägerstraße: vielleicht kommt ein Gemüt, das, wie sie, einen Durst spürt und in den Tiefen der Keller Lethe trinkt für das, was war und kommen muss.

Lethe und Vergessenheit!

Und Emma flüsterte rasch im Vorübergehen ihrer Freundin aus der Marienstraße ins Ohr: »Krause kommt!« Krause, der Mann mit den Augen des Gesetzes, dem tadellosen Jackettanzug und der »Marke« unter dem Rock.

Rette sich, wer kann – Arbeitshaus und Keile zu Hause oder im schlimmsten Falle so ein »Herr«, der einem womöglich für sein Geld noch Moral predigen und eine Stellung verschaffen will.

In der Friedrichstraße ist die Nacht, die gleißende, schlüpfrige Nacht von Berlin! In das Halbdunkel der Straße blitzen die grellen Bogenlampen eitle Lichter, blitzen die suchenden Augen Sehnen und Verlangen und lachen die falschen, geschminkten Lippen.

⁸³ Römische Schutzgötter eines Haushaltes.

3 Uhr morgens an der Kanzlerecke

Blauviolette Sommermorgenlust säubert die Miasmen der Nacht. Die Linden sind in einen zarten Duft von Rosa und Kobalt getaucht, ein Hauch der Frische weht über die Dächer, über die Bäume hinab auf die Straße, auf die wenigen Menschen. An der Kanzlerecke lungern die dunklen Gestalten aus der Finsternis der verflommenen Nacht – traurige Mitglieder des männlichen Geschlechtes, die wie die Erinnyen auf die armen »Veranlagten« warten, um für ihren Körper die Seele der Verfehmten zu erpressen. Und traurige, armselige Verkäuferinnen der weiblichen Reize. Die Letzten der Liebe und Sünde.

Aus den offenen Fenstern der fashionablen Nachtrestaurants flöten die Gassenhauer und Walzer durch die Sommernacht, und rasch rauschen knisternde Seidenjupons, kostbare Spitzenmäntel den Weg von einem Restaurant zum anderen. Mutig und lebensfroh feiern die Fürstinnen der Liebe ihre Triumphzüge der Lust.

Eine alte dicke Streichhölzerfrau denkt wehmütig an die »verschwundene Pracht« ... Der frische Morgenwind reinigt die Straßen und kühlt die Schläfen ...

Drüben stehen die Autos mit leuchtenden Augen und fauchenden Benzinseelen.

Über die »Linden« steigt die Morgenröte – es ist Zeit, dass der Mensch schlafen geht.

aus Band 50, Edmund Edel: »Neu-Berlin«

Trinkerrettungsbrigade der Heilsarmee

In einer Nacht vom Sonnabend zum Sonntag zwischen 11 und 12 Uhr sollte ich mich in der Halle in der Oranienstraße einfinden. Von dort rückten, nachdem sie kniend ein kurzes Gebet gesprochen, 7 Brüder und 3 Schwestern in ihrer bekannten kleidsamen Uniform aus, die vordersten mit einer zusammenlegbaren Tragbahre, um Betrunkene, die nicht mehr gehen konnten, daraufzulegen. Der wackere »Kapitän« Steinäcker und ich bildeten den Schluss der Kolonne. Über den Moritzplatz ging es die Prinzenstraße herunter zur Bärwaldstraße. Die Vorübergehenden ließen es nicht an hämischen Bemerkungen fehlen, die jedoch die seltsame Rettungsgesellschaft wenig anfochten. Am Geländer der Brücke über den Landwehrkanal lehnte der erste Betrunkene. Auf den Bänken der Anlagen in dem Mittelweg der Bärwald- und Gneisenaustraße stießen wir auf mehrere, die teils sitzend, teils lang ausgestreckt fest schliefen. Dort saß einer am Gartengitter eines Hauses, nicht weit davon fanden wir einen bewusstlos am Boden liegend.

Trunkenen Frauen begegneten wir an diesem Abend nicht, sie scheinen in Berlin seltener als in London und Neuyork, wo man sie als eine der widerwärtigsten Großstadterscheinungen häufiger trifft. Immerhin habe ich auch in Berlin schwere Trinkerinnen kennengelernt, und zwar besonders auf den Frauenstationen der beiden Asyle für Obdachlose, deren weibliche Insassen in noch weit höherem Maße als die männlichen die Spuren alkoholischer Verwüstung tragen.

Die Männer und Frauen der Heilsarmee richteten die Betrunkenen auf und suchten sie zu ermuntern; diese blickten erschreckt auf die rote Uniform, in der sie zuerst wohl einen Beamten vermuteten; als sie den freundlichen Zuspruch hörten, waren sie meist gutartig, gaben ihre Wohnung an und ließen sich gern heimgeleiten. Man steckte ihnen Merzkettel in die Tasche und besuchte sie vielfach einige Tage später.

Allmählich waren wir so an den Kreuzberg gekommen, dessen Höhe wir erklommen: ein prachtvoller Blick auf das in unzähligen Lichtern funkelnde mitternächtliche Berlin. Heute in der lauen

Nacht sah man auf den zahlreichen Ruhebänken fast nur Liebespaare, im Winter soll man gerade hier oft fast erstarrte Betrunkene vorfinden, die sich abgestumpft gegen die Kälte im müden Rausch niederließen, um mit Frostbeulen oder schweren Erkältungskrankheiten wieder zu erwachen. Von den Erfrorenen der Großstadt fällt sicher gut die Hälfte auf das Konto des Alkohols.

So ging es mehrere Stunden weiter, bis die graue Frühdämmerung über die noch immer nicht ausgestorbenen Straßen emporstieg. Als ich mich von der »Trinkerrettungsbrigade« trennte, tat ich es mit aufrichtiger Sympathie für diese Samariter, deren ehrlichem Willen, mögen ihre Zeremonien und Anschauungen uns auch in vieler Beziehung widerstreben, wir unsere Anerkennung keinesfalls versagen sollten.

aus Band 41, Magnus Hirschfeld: »Die Gurgel Berlins«

Mörderische Wohnungszustände

Die Wohnungsverhältnisse unserer ärmeren Bevölkerungsklassen üben einen ganz außerordentlich starken Einfluss auf die sittliche und körperliche Gesundheit der heranwachsenden Generation aus. In dem stickigen Dunst der überfüllten Kleinwohnung lauern tatsächlich die schwersten Gefahren auf den Jugendlichen, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als die Zusammendrängung der Bevölkerung in unsern Riesenstädten und namentlich in Berlin eine stetig wachsende und ungeheuerliche geworden ist. Die Reichshauptstadt beherbergt nach der letzten amtlichen Erhebung annähernd 80 Bewohner pro Grundstück gegen 57 in den siebziger Jahren. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist nach den Stadtgegenden natürlich verschieden und steigert sich in den Außenbezirken auf etwa 120 Bewohner pro Grundstück. Wenn man einzelne Gebäude herausgreift, so ergeben sich aber noch weit höhere Zahlen. Ein Haus mit mehr als 200 Bewohnern muss schon als Mietskaserne angesehen werden, derartige Häuser sind aber in Berlin viele Hunderte vorhanden. 309 Gebäude hatten mehr als 200 bis 225 Bewohner, 159 Gebäude hatten bis 250, 105 bis 275, 64 bis 300, 38 bis 325, 29 bis 350, 25 bis 375, 14 bis 400, 12 bis 500, sowie 34 Häuser mit mehr als 500 Einwohnern. Ein Haus in der Weberstraße beherbergt in 180 Wohnungen 590 Einwohner, eine Mietskaserne in der Königsbergerstraße in 142 Wohnungen nicht weniger als 616 Menschen, ein anderes Haus in der Nähe des Schlesischen Bahnhofes weist in 166 Wohnungen 830 Menschen auf. In der Ackerstraße erreicht ein Gebäude die größte Wohn-dichtigkeit in Berlin mit etwa 1300 Bewohnern.

Was diese Zahlen besagen wollen, wird am besten ein Vergleich mit den Behausungsziffern anderer deutscher Großstädte ergeben. Es kamen auf ein bewohntes Grundstück:

in Schöneberg	72 Bewohner
in Rixdorf	69
in Charlottenburg	60
in Breslau	53

in München	37
in Magdeburg	36
in Hamburg	35 ½
in Leipzig	35
in Dresden	35
in Görlitz	28
in Halle	26
in Kiel	26
in Altona	25 ½
in Danzig	25
in Stuttgart	23
in Mannheim	22
in Frankfurt a. M.	20 ½
in Elberfeld	19
in Erfurt	19
in Essen	19
in Straßburg	18
in Köln	16
in Lübeck	10

Der hohen Behausungsziffer entspricht auch die Dichtigkeit in der Belegung der einzelnen Wohnung. Die Zahl der in Berlin vorhandenen Wohnungen belief sich nach der letzten Zählung 1900 auf etwa 470 000, sodass durchschnittlich vier Personen auf eine Wohnung entfallen. Das erscheint an und für sich niedrig, aber hier kommt es weniger auf den Durchschnitt an als darauf, wie groß derjenige Teil der Bevölkerung ist, welcher unter ungünstigen Wohnverhältnissen leidet und worin ferner die vorhandenen Unzuträglichkeiten bestehen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es von vornherein überaus bezeichnend, dass annähernd 50 Prozent aller Berliner Einwohner in Wohnungen von nur einem heizbaren Zimmer leben, und dass es Stadtteile gibt, wo sich der betreffende Anteil der Bevölkerung sogar auf 70 Prozent beläuft! Aber ein richtiges Bild der Ber-

liner Wohnungsmisere erhält man doch erst, wenn man Zahl und Zustände der überfüllten Wohnungen kennt.

Aus der letzten Wohnungsaufnahme von 1900, seit der sich die Verhältnisse noch sichtlich verschlechtert haben, weiß man z. B., dass volle 3317 Berliner Kleinwohnungen nur aus einem unheizbaren Raume bestanden und bis zu 14 Bewohner beherbergten. 4068 Wohnungen bestanden nur aus einer Küche, ohne jeden Nebenraum. 250 von diesen Küchen waren mit je 4, 122 mit je 5, 56 mit je 6, 22 mit je 7, 4 mit je 9, und je eine mit 11 und 12 Bewohnern besetzt. Von den rund 203 000 Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer besaßen 170 182 noch eine Küche. Nimmt man die zulässige Besetzung einer solchen Wohnung selbst noch auf 6 Personen an, so hatten gegen 9000 dieser Behausungen 7 Bewohner und mehr, 3500 Wohnungen 8 und mehr, 100 sogar 10 und mehr.

Das Bedenkliche dieser Zustände liegt aber ebenso sehr in der Überfüllung einer Wohnung an sich, wie auch in der sozialen Zusammensetzung dieser überfüllten Haushaltungen. In Wohnungen von nur einem Wohnraume (also in einer Küche oder in einem heizbaren oder in einem unheizbaren Raume) wurden 76 000 Personen ermittelt.

Von diesen teilten 6300 den Raum noch mit Schlafleuten und Einmietern. In 570 derartiger »Wohnungen« befanden sich außer dem Hausherrn und der Hausfrau – meist handelte es sich allerdings nur um eine solche – sowie den unvermeidlichen Schlafleuten auch Kinder. Was mögen diese Bedauernswerten sich in diesen Räumen alles abspielen sehen?

Die genannten Zahlen zeigen aber nur die Überfüllung in den allerkleinsten Wohnungen; eine Stufe höher hinauf, also in den eigentlichen Arbeiterwohnungen sieht es um kein Haar besser aus. Das traurige Ergebnis ist und bleibt eben, dass volle $\frac{2}{5}$ der Bevölkerung Berlins in überfüllten Wohnungen zu hausen gezwungen sind.

Die Frage nach der Ursache dieser betrübenden Zustände beantwortet sich zunächst aus dem hohen Mietpreise. Es ist hier nicht beabsichtigt, die gegenwärtigen Hausbesitzer, die ihre Häuser teuer erworben haben, dafür verantwortlich zu machen, aber die Tatsache muss doch festgestellt werden, dass für die 230 206 Wohnungen von Stube und Küche durchschnittlich 289 Mark (etwa 72 Mark auf den

Bewohner) an Jahresmiete zu zahlen sind. Der oft gehörte Einwand, dass die Miete nicht hoch sei im Verhältnis zu dem, was geboten wird, da das Wasser, die Kanalisation und die Müllabfuhr im Mietpreise miteinbezogen seien, mag im Allgemeinen zutreffen, aber ebenso unzweifelhaft ist es, dass eine Mietsumme von 289 Mark, gemessen an dem durchschnittlichen Arbeitereinkommen, viel zu hoch ist. Die unglückliche Folge ist nun die Aufnahme von Schlafleuten, was so bedenkliche Nebenerscheinungen zeitigt. Und die daraus entstehende Gefahr ist zugleich eine doppelte, denn sie trifft in sittlicher und gesundheitlicher Beziehung sowohl den Vermieter und seine Angehörigen wie auch den Einlieger.

Einen vollen Aufschluss darüber, wie groß die hier bestehenden Gefahren sind, könnte allerdings erst eine allgemeine und obligatorische Wohnungsbeaufsichtigung bringen. Leider ist von einer solchen Maßregel, wie sie schon mehrere kleinere Bundesstaaten mit bestem Erfolge handhaben, in Preußen noch nichts zu bemerken. Erfreulicherweise sorgen aber einige wenige private Erhebungen seit Jahren dafür, auf diesem recht dunklen Gebiete Licht zu verbreiten. Zu den wichtigsten dieser Ermittlungen gehören diejenigen der »Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute« zu Berlin, deren Rendant Albert Kohn hierfür die Anerkennung sehr ernsthafter sozialpolitischer Kreise errungen hat; auf sie wird in den folgenden Angaben Bezug genommen werden.

Während von 1901 bis 1905 die Wohnungen von 44779 Kranken untersucht wurden, stellte man im Jahre 1906 nicht weniger als 10 228 Wohnungsermittlungen an. Die aus diesem umfangreichen Material zusammengestellten Tabellen enthalten zwar wertvolles statistisches Material, doch ist es nach den oben mitgeteilten Zahlen klar, dass es einer einzigen Krankenkasse nicht möglich ist, mit den von ihr festgestellten Zahlen und Verhältnissen ein vollkommenes Bild von dem in Berlin in Wirklichkeit vorhandenen Wohnungselend zu geben. Nicht alle Eigenschaften der Dinge lassen sich wägen und zählen, und die bunte Verschiedenheit scheinbar gleicher Merkmale innerhalb einer Masse ist häufig mit Zahlen überhaupt nicht zu fassen, und es sind denn auch weniger die Zahlen als die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen, welche ein tiefes Nachdenken verdienen über die Möglichkeit der Beseitigung mörderischer

und grausiger Wohnungszustände in der lichtvollen Hauptstadt des Deutschen Reiches.

Die Worte »mörderisch und grausig« scheinen im ersten Augenblick etwas stark zu klingen, sie enthalten aber in der Tat keine Übertreibung für denjenigen, der etwa erfährt, welche Reihe von Krankheits- und Todesfällen ein und dasselbe licht- und lustlose Wohnungsloch seit Jahren nach sich gezogen hat. Er müsste unter lebhafter innerer Bewegung konstatieren: In dieser nassen Mansarde ist bereits der zehnte Fall von Rheumatismus, und in jenem dunklen, von keinem Sonnenstrahl erhellten Kellergelass der zwanzigste Schwindsuchtsfall vorgekommen. In alten düsteren Wohnvierteln, wo der ehrwürdige Schmutz unserer Altvordere noch pietätvoll bewahrt wird, könnte bald eine wahrhaft ergreifende Geschichte sich ständig häufender Krankheits- und Todesfälle zusammengestellt werden. Nachdrücklich schärft uns die moderne Hygiene ein, dass das Licht mit der besonderen Kraft begabt ist, Tuberkelbazillen zu töten. Stellt man sich nun vor, dass in unsern großen Städten ganze Häusergruppen, ja ganze Stadtviertel seit Jahrzehnten gewissermaßen in einer tiefen Finsternis liegen, so kann man sich denken, wie viele Menschenblüten hier aus Mangel an Licht vorzeitig geknickt wurden. Ein Heer von Krankheitserregern, so zahlreich wie der Sand am Meere, lauert hier heimtückisch auf immer neue Opfer. Das große Massengrab, das von jenen Häusergruppen mit Leichen gespeist wird, es schließt sich ja erst dann, wenn diese Häuser einmal vom Erdboden fortgefegt sein werden. Die hier näher mitzuteilenden Fälle werden den Nachweis liefern, dass eine energisch durchzuführende amtliche Wohnungsinspektion ein erdrückendes Material beibringen würde für die Notwendigkeit der Sanierung ganzer Stadtviertel, wie wir eine solche ja gegenwärtig durch die Niederlegung des Scheunenviertels erleben.

Den Beweis für die eben aufgestellten Behauptungen ergeben einige Beispiele, die aus den Erhebungen der Ortskrankenkasse der Kaufleute frei herausgegriffen sein mögen. Einmal heißt es dort: »Fortgesetzt wird die Beobachtung gemacht, dass die Wohnungen in den älteren Stadtteilen häufig genug auch nicht den geringsten Anforderungen an Licht, Sauberkeit usw. entsprechen. Vielfach stießen die Kontrolleure auf sehr schmale und schlechte Aufgänge;

besonders befinden sich dieselben in den alten Straßen, wie Stralauer-, Alexandrinen-, Linien-, Neue Friedrichstraße, Großer Jüdenhof usw.«

In denselben Häusern finden sich dann auch meist schlechte und finstere Klosetts. In einem Falle waren in einem Block von vier Häusern mit etwa 650 Bewohnern ein Hofgebäude mit 20 Klosetts vorhanden, »der dort herrschende Geruch ist nicht zu schildern!« So wenig man geneigt sein dürfte, derartige Zustände in Berlin überhaupt für möglich zu halten, so darf man leider nicht verhehlen, dass sie durchaus nicht einmal vereinzelt dastehen, wie wir weiter unten sehen werden.

Werden die Erwachsenen in gesundheitlicher Beziehung durch derartige Zustände schon lebhaft bedroht, so verstärkt sich die schädliche Wirkung derselben natürlich noch um ein Vielfaches bei den Kindern. Hierbei ist noch besonders zu berücksichtigen, dass ein großer Teil der heutigen Stadtbewohner vom Lande eingewandert ist. Dieser Teil bringt doch immer noch einen ansehnlichen Fonds von ererbter Widerstandskraft mit, der in der ersten Generation noch vielfach anhält. Die Gefahren drohen deshalb in viel höherem Maße der innerhalb der Städte jetzt heranwachsenden nächsten Generation, und zwar schon deshalb, weil das Kindesalter an sich schon weniger Widerstandsfähigkeit gegen äußerliche Schädlichkeiten besitzt, dann aber auch, weil gerade bei den innerhalb der Mietskasernen aufwachsenden Geschlechtern die Möglichkeit gering ist, durch reichlichen Aufenthalt außerhalb der Wohnung und durch kräftige Ernährung die Schädlichkeiten wieder auszugleichen.

In den schlechten, ungenügenden und überfüllten Wohnungen ist noch weit mehr als in der mangelhaften Milchversorgung die Ursache unserer furchtbar hohen Säuglingssterblichkeit zu suchen. Dort begegnen uns die armen, blassen, siechen, saft- und kraftlosen Kinder, die »kommenden Geschlechter«, welche schon den Keim der Krankheit in sich tragen. Hier ist auch der Herd der Infektionskrankheiten, die von hier hinausgetragen werden auf den Markt des Lebens, in die Werkstätten, in die Fabriken und Ateliers, hier ist aber auch die Quelle nicht nur körperlichen, sondern auch seelischen Siechtums.

Zur Illustration des allgemeinen Notstandes auf diesem Gebiete seien aus dem überreichen Material einige Beispiele herausgegriffen.

Alte Jakobstr., vorn II.

Der Patientin steht nur eine Küche zur Verfügung, da die anderen Räume an Schlafleute vermietet sind. In dieser Küche werden auf zwei Nähmaschinen Damenkleiderröcke angefertigt. Der Fußboden ist mit Schmutz und Staub bedeckt. Abends wird in der Küche ein Bett aufgestellt, in welchem die an Luftröhrenkatarrh erkrankte Patientin mit ihrer Tochter schläft.

Teltowerstr., Quergeb. III.

In einer Stube schlafen sechs Personen in drei Betten. Der Patient selbst teilt das Bett mit seiner Frau. Die zweite Stube ist an Schlafleute vermietet. Die Wohnung der Influenzkranken besteht aus Stube und Küche. In der kleinen Stube schlafen Mann, Frau und sechs Kinder. (Zwei Kinder sind kürzlich gestorben.) Für diese acht Personen sind an Schlafgelegenheiten vorhanden: zwei Betten, ein Kinderbett und ein Kinderwagen.

Linienstr., Quergeb. II.

Die Familie der an Gelenkrheuma erkrankten Patientin besteht aus neun Personen. In einem Bett in der Küche schlafen die drei ältesten Kinder; in der Stube schlafen in einem Kinderbett zwei Kinder, während vier Personen in einem Bett, welches mit Hilfe von zwei Stühlen verbreitert wird, schlafen müssen. In der Küche läuft das Wasser an den Wänden herab.

Schulzendorferstr., vorn IV.

Die Wohnung besteht aus einer kleinen verräucherten und schmutzigen Küche, welche die Kranke mit ihrem Sohne bewohnt. Die lungenkranke Patientin, welche Nachtschweiße hat, muss mit ihrem 13-jährigen Sohne das eine zur Verfügung stehende Bett teilen.

Rixdorf, Wanzlickstr., Quergeb. III.

In der Stube schlafen in zwei Betten die Eheleute mit zwei Kindern. In der nicht heizbaren, sehr kleinen Kammer schlafen in zwei Betten vier Kinder. Der Raum wird durch die Betten vollständig ausgefüllt.

Es mag bei diesen wenigen Stichproben, die ohne Übertreibung ver-
hundertfacht werden könnten, sein Bewenden haben. Man sieht
diese furchtbare Bettennot mit all ihrem traurigen Gefolge. Unzäh-
lige Male kehren in den Ermittlungen der Krankenkasse die Worte
wieder: »Der Kranke teilt das Bett mit seiner Frau, oder einem Kinde«. Und welche großen Gefahren sittlicher und hygienischer Natur be-
stehen in diesem Teilen des Nachtlagers von Erwachsenen mit halb-
oder ganz erwachsenen Kindern?

Der bekannte Jugendfreund Konrad Agahd erzählte einmal, dass
ein Kind in der Religionsstunde sich danach erkundigt, ob die Eng-
lein im Himmel ein eigenes Bett hätten? Ist sie nach dem oben Ge-
sagten nicht erklärlich, diese herzerreißende Frage?!

aus Band 49, Alfred Lason: »Gefährdete und verwaehrte Jugend«

Radfahren um und in Berlin

In der vierten Morgenstunde. Ein grauweißer Himmel zieht auf, und ein kalter Südost pfeift umher und schüttelt den Grunewald. Ein schnelles Auto trägt uns im Fünfzigkilometertempo durch den schweigsamen Wald. Der alte Mann am Gatter wischt sich den Schlaf aus den Augen und lässt uns kopfschüttelnd passieren.

Am Wannsee vorbei geht es pfeilgeschwind gen Potsdam.

Es bleibt rechts liegen, und schnell ist die Chaussee nach Saarmund erreicht. So früh am Morgen ist die Straße doch belebt. Ein paar Dutzend Radler bewegen sich dem gleichen Ziele wie wir zu, dem Start der Fernfahrt, die der Berliner Gau 20 des deutschen Radfahrerbundes⁸⁴ jedes Jahr in Szene setzt.

»Rund um Berlin« soll geradelt werden. Das ist leicht gesagt, aber die hübsche Aufgabe hat einen Haken. Berlin soll als die stolze Königin der Mark in achtungsvoller Entfernung von dreißig und vierzig und noch mehr Kilometern liegen bleiben. Auf diese Weise wird diese Rundfahrt fast ein Zirkel. Ausgerechnet 240,9 Kilometer, und sechs märkische Kreise teilen sich in das Vergnügen.

Unser Wagen ist an den Start vor Saarmund herangeknattert. Es hat ihm nichts geschadet, dass er wenige Minuten vorher, um das Schicksal zu korrigieren, das heißt den Weg abzuschneiden, über Stock und Stein ein Stoppelfeld zerstampfen musste. Auf freier Chaussee liegt der Startplatz. Ein dichter Knäuel staut sich hier. Fast alles gehört zum Gau, Radler und nur Radler, etwas bleich in der Morgenluft und in der Rennstimmung. Hier sind die »Zugvögel« und die »Wanderer«, »Sturmvögel«, »Argonen« und »Germanen«, und wie sie alle heißen, die schön benamseten Radklubs Berlins und der Umgebung. Das Kontingent ist so stark, dass zwanzig Gruppen gebildet werden müssen, zu je acht Mann. An den linken Oberschenkeln sieht man gelbe Binden mit den Nummern der Fahrer.

⁸⁴ Der 1884 in Leipzig aus zwei zuvor rivalisierenden Verbänden – dem »Deutsch-Oesterreichischen Velocipedisten-Bund« in Süd- und Mitteldeutschland und dem »Norddeutschen Velocipedisten-Bund« – gegründete »Deutsche Radfahrer-Bund« gliederte sich in 40 »Gauverbände«, die Tourenbücher, Festschriften, Radfahrerzeitungen und Radfahrerkarten veröffentlichten und Radrennen ausrichteten.

Um 5 Uhr heißt es: In die Pedale.

Zwei Herren vom Gau gehen prüfend noch einmal die Listen durch. Die erste Gruppe tritt an. »Los!« Und Heidi ist nach einigen Hundert Metern den Blicken entschwunden.

Wir warten die letzten Starts nicht mehr ab. Rattatata fängt der Motor an zu poltern, und die Verfolgungsjagd beginnt.

In den kleinen holperigen Dörfern ist schon Leben. Die Kinder stellen sich in Gruppen an den Ecken auf und klatschen verwundert in die Hände. Ein Fahrer nach dem anderen wird passiert. Ein Ärmster hat 1000 Meter nach dem Start das Malheur, dass ihm die Kette platzt, und traurig zieht er heimwärts. Ein anderer ist mit seinen Gruppengenossen karamboliert und stürzt in den Chaussee-graben. Ein Schlüsselbeinbruch ist die Folge. Der Wind wird jetzt immer heftiger und schneidet kalt ins Gesicht, wer von den Fahrern allein des Wegs marschiert, ist recht übel daran. Die Vorsichtigen versuchen vorläufig noch nicht auszurücken, bleiben hübsch beieinander und leisten sich gegenseitig die notwendigen Schrittmacherdienste. Denn fremde Schrittmacher, die so schön den Windfänger spielen können, sind streng verboten.

Mit Argusaugen wacht die Kontrolle alle paar Kilometer. Und wehe dem Fahrer, der hinter unserem Auto Schutz gesucht hätte, wir sind die Bestgehassten auf der Tour. So ein scharfäugiger Kontrolleur wittert stets hinter uns noch ein Anhängsel mit gelber Binde, wenn auch im Sechzigkilometertempo der Wagen an ihm vorbeihuschte. Die Wagenummer wird zur Vorsicht notiert an die hundertmal auf der Strecke, bis sie unlesbar verstaubt ist.

Der Weg führt über das winklige Trebbin nach Zossen. Die Landschaft liegt im grauen Morgen verschlafen da, Stoppelfelder, hin und wieder Wald, Buchen und Tannen oder gelbe Lupinenstreifen.

Zossen ist die erste Kontrollstation. Ehe die erreicht ist, erlaubt sich ein kleiner Nagel in den Schlauch des linken Winterreifens zu kriechen, dass er, wie eine Zitrone ausgepresst, zischend den Dienst versagt. Diese Panne kostet eine Viertelstunde Aufenthalt, währenddessen ein ganzes Rudel von Fahrern, das schon im Hintergrund verschwunden war, wieder auftaucht und in einem aller Ehren werthen Tempo von 30 Kilometern Zossen entgegensputet. Es dauert nicht lange, und wir halten am Marktplatze, neugierig empfangen.

Mitten auf dem Platze vor dem goldenen Löwen sitzt die löbliche Kontrolle bei der Arbeit. Jeder ankommende Fahrer muss absteigen und seinen Namen ins Buch schreiben, auf dass man ihn »zeiten« kann. Die Leute sind noch frisch, kritzeln ihre Namen, schlürfen gierig ein Glas Milch hinunter und sitzen wieder auf.

Ein junger Bursche kraucht, das zerbrochene Rad über die Schulter gehängt, heran und sucht einen »Flickschuster«. Dem Rennen hat er Ade gesagt. So kommt einer nach dem anderen und schließlich die letzte Nummer.

Die friedliche Pause in Zossen, wo die Reste eines alten Burgturmes die mit einem Stern im Bädeker noch nicht versehene Merkwürdigkeit bilden, ist zu Ende, und die Jagd geht nun nach Norden. Am sauberen Nottekanal ist eine Parade von Zillen aufgefahren. Die Schiffer lehnen, Pfeife schmauchend, an den Kajüten und schauen dem ungewohnten Rennleben auf der Chaussee zu. An Mittenwalde vorüber führt die schöne Straße nach Schenkendorf. Am Dorf Blindenheim und dem Schmuckkästchen von Gut vorüber, streckt sich der Weg nach Königswusterhausen. Ein Gruß an Berlins erste Morgenausflügler, und weiter an den eingeholten Radlern vorbei nach den Kalkbergen von Rüdersdorf.

Der Motor läuft wie ein Sausewind.

Trotz der Serpentinaen geht die Fahrt gleichmäßig scharf weiter. Die Kontrolle Kalkberge wird im Fluge passiert. Entlang an den tiefen Schächten von Rüdersdorf,⁸⁵ wo die Arbeit stille steht.

Aus der Kalksphäre hinaus nach Bernau.

Noch ist ein halbes Dutzend Fernfahrer aufzujagen. Unterdessen ist die Hussitenstadt herangekommen. Das Städtchen, in dem so viel märkische Geschichte von den Quitzows⁸⁶ lebendig ist, scheint ganz aus dem Häuschen zu sein; ein Gendarm, wir müssen ein ganzes Regiment von Gendarmen vorüberziehen lassen, bewacht das mittelalterliche Königstor.

⁸⁵ In Rüdersdorf wird seit dem Mittelalter Kalksteinbergbau betrieben; der dortige Kalkberg ist das größte Kalksteinvorkommen in Norddeutschland.

⁸⁶ Die Quitzows sind eines der Uradelsgeschlechter der Mark Brandenburg. Die Stadt Bernau hielt dank ihrer massiven Stadtmauer 1402 einem Angriff der Raubritter von Quitzow stand, 1432 einem Angriff der Hussiten.

Er ist böse, dass so ein knatterndes Auto durch das Tor fahren will, durch dieses heilige Tor, aber der Motor ist viel schneller als die Gendarmen, und flugs ist der Wagen über alle Berge.

Sechs Kilometer hinter Bernau kommt endlich wieder eine Gruppe von drei Fahrern zum Vorschein. Sie führen sich gegenseitig, willig und schnell. Der Favorit, ein junger, schwächtiger Radler, steckt in dieser Gruppe. Er fährt mit Feuereifer auf den Sieg. Noch ist der erste Fahrer zu holen. 10 Minuten vergehen, ehe der Wagen ihn erwischt. Es ist die Nummer 2 aus der ersten Gruppe.

Und der Mann fährt mutterseelenallein schon vom Start ab, wo er sofort auf und davon gegangen ist. Er fährt kräftig zu, trotz der 130 Kilometer, die er hinter sich hat.

Ein Bravo aus unserem Wagen gibt ihm neuen Mut, er hört, wie weit die anderen, die später als er starteten, zurück sind, und die Maschine faucht weiter der Kontrolle Oranienburg zu.

Hier ist ob »Rund um Berlin« Massenaufzug. Nummer 2 passiert.

Der Brave hat Pech, das Eisenbahngitter fällt ihm vor der Nase zu. Es wird gerade rangiert und einige kostbare Minuten sind verloren.

Wir fliegen jetzt in den obersten Winkel der Rundfahrt, in den Neuruppiner Kreis. Die Landschaft mahnt an das nahe Mecklenburg, so viele Hoppeln werden sichtbar. Auf der Kontrolle Herzberg wird Station gemacht.

Nummer 2 erscheint, wir warten noch ein paar weitere Renner ab, und fort geht es dem Ende zu.

Jetzt um 1 Uhr mittags nach Süden über Kremmen, wo 200 Kilometer Chaussee hinter uns liegen, dann nach Nauen. Ein kalter Regenschauer geht nieder, und der Wind heult immer wilder. Die Straße wird belebter, im Chausseeegraben kauern ausschwärmende Radler. Ganz vorn wird eine schwarze Masse sichtbar. Das Ziel bei Marquart vor den Toren Potsdams ist da, und der Wagen schießt die Höhe hinunter, um graziös vor den Füßen der Zielrichter zu landen.

Auf offener Chaussee spielt sich, etwas kirmesmäßig, bis in die Abendstunden der Empfang der Fernfahrer ab. Die arme Nummer 2 kam kurz vor 3 Uhr als Erste an, aber ein paar hinter ihr waren doch schneller gewesen, und Sieger wurde ein ganz anderer.

Wir mussten noch 40 Kilometer zulegen und hatten die 300 schon lange hinter uns, bis Berlin uns und das Auto wieder in seine Arme aufnahm.

* * *

Die Fernfahrt »Rund um Berlin« ist alljährlich die nach außen hin hervorstechendste Arbeit, die der Gau 20 leistet. Er ist ein kleiner Staat für sich mit einer Anzahl von ehrenamtlichen Funktionären, die mit Zentnerlasten von Kleinkram bedacht sind. Denn die Gilde des Berliner Radsports will regiert und in Rand und Band gehalten sein. Die sportlichen Aufgaben müssen sorglich ausgelesen und in Szene gesetzt werden.

Im Sommer Landstraßenrennen, im Winter Saalsport auf der Holzdiele. Geschickt sind die Behörden zu bearbeiten. Gerade in Berlin gönnten sie dem Radler nicht das liebe Brot und versperrten ihm Dreiviertel der Wege in der Stadt, dass er sein Rad in die Hände nehmen und vorwärtsschieben musste. Halbwegs ist das mit der Zeit besser geworden. Der Gau 20 hat den Herren vom grünen Tisch den Standpunkt klar gemacht, und die Folge war eine mildere Radfahrordnung. Aber noch immer kann der Pedaltreter des Lebens Freude nicht ungemischt genießen. In der Hand der blauen und grünen Hüter des Gesetzes ist er zuweilen vogelfrei. Die Laterne brennt nicht. Vergessen ist die Radfahrkarte. Nicht gebremst. Gesperrten Weg gefahren. Das sind so die Staatsverbrechen des radelnden Berlins, auf das mit weisem Vorbedacht angelegte »Radfahrerfallen« warten. Im Innern sitzt der Polizeimann und notiert unbarmherzig. Am dickleibigsten sind diese Notizbücher im Grunewald und am Wannsee ... und das Ende ist immer der Kadi, der dem Radler meist sein Recht gibt.

Die Stütze des Gaus ist das Heer der radsportlichen Klubs, seine Sorgenkinder sind die Einzelfahrer. Sorgenkinder, heißt es wohl, sind einem die liebsten. Das lässt sich von den Einzelfahrern, die keinem Klub angehören und gleichberechtigt sein wollen, nicht behaupten. Bunt zusammengewürfelt sind die Klubelemente. In der Hauptsache steckt die Jugend von heute darin. Vom Portokassenjungen bis zum Warenhauskommis und Bankbuchhalter.

Bloße Tagediebe fehlen, denn das Rad gehört im Grunde dem kleinen Mann. Die Grenzen nach oben und nach unten verwischen sich aber. Es geht hinauf bis zum Rat hohen Grades und hinab zum Handwerksgesellen. Aber alles tritt Pedal und kümmert sich den Teufel, wenn er radelt, um des Staates Ordnung. Das verstanden die zielbewussten »Rothäute« nicht, sie taten sich zusammen und riefen einen Arbeiterbund von Radfahrern ins Leben. Er blüht und gedeiht, und es ficht ihn nicht an, dass seine Organisation gutbürgerlich ist, denn sie ist haarklein dem deutschen Radfahrerbund entlehnt. Wenn der Sonntag aufsteigt, sind sie allesamt doch gute Kameraden und ihre Seelen finden sich auf der Landstraße kreuz und quer um Berlin. Männlein und Weiblein. Das Berliner »Radelmadel« ist mit der Zeit sportmässig und Klubdame geworden. Der lange Rock auf dem Damenrad gehört nur noch in das Panoptikum. Sie radeln in bauschigen Pumphöschen oder im geteilten Rock. Wenn Tandem gefahren wird, sitzt sie vorn und strampelt und er hinten. (...)

Und an saftigen Maientagen, wenn die Sehnsucht girrt, radeln sie zur Liebe ...

aus Band 10, Arno Arndt: »Berliner Sport«

Die Klubs

Als Moses Mendelssohn im Jahre 1794 mit einigen gleichgesinnten ersten Bürgern der Stadt Berlin daranging, die *Ressource* zu gründen, da hat er wohl nicht gedacht, dass hundert Jahre später die weitaus größere Zahl der Mitglieder hauptsächlich eine Frage beschäftigen würde. Eine Frage nicht politischen, nicht philosophischen Gehaltes, nicht gelehrter oder schöngeistiger Richtung, nein, einfach, ob man beim Poker bei einem Paar ein Ass »schleppen« soll oder nicht. Bis heute hat diese wichtige Frage aller Spieler noch keine endgültige Antwort erfahren, bis heute wagen die Gelehrten vom grünen Tisch noch kein abschließendes Urteil darüber abzugeben.

Eine Gründung von Moses Mendelssohn, die *Ressource von 1794*, musste der größte Spielklub Berlins werden! Der Pokertisch mit dem 1000 Marklimit ist berühmt und bewundert von allen Spielern Berlins. In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich freilich die *Ressource* von den meisten andern Berliner Klubs – ihre Mitglieder sind fast durchweg so gestellt, dass sie sich ein derartig hohes Spiel spielend gestatten können, ohne auch bei großen Verlusten zu Grunde zu gehen. Daher auch der populäre Beiname: »Millionärklub«. Wenn einmal etwas passiert, dann zahlt die Klubkasse die Schulden. So mancher, der der *Ressource* 50 000 Mark schuldig war, betritt nie wieder deren Räume, nie wird er aber auch an die Schulden gemahnt werden.

Nun muss aber auch zugleich betont werden, dass gerade in der *Ressource von 1794* ein sehr großer Teil der Mitglieder überhaupt nicht spielt, dass diese Herren, meist Börsianer, Mitglieder sind, weil es zum guten Ton gehört und eine gewisse gesellschaftliche Stellung voraussetzt. Das Einzige, was diese Gruppe mit dem Klub verbindet, sind die großen Diners, besonders an Kaisers Geburtstag, wo regelmäßig alle Mitglieder ihre königstreue Gesinnung betätigen und das ausgezeichnete Menü mit den erlesenen Weinen goutieren.

Zu den Auserkorenen der *Ressource* gehört zunächst die Creme des Berliner Handelsstandes, die Bankdirektoren, dazu eine große Anzahl von Rechtsanwälten. Vielfach sind zwei Generationen dort ver-

treten, der alte Geheime Kommerzienrat und der junge dereinstige Erbe des väterlichen Namens und des väterlichen Geldes ...

Es ist nicht ganz leicht, Mitglied der *Ressource von 1794* zu werden, die Mitgliedschaft hebt aber dafür dann in gewissen Kreisen die Persönlichkeit des Betreffenden, vielleicht sogar in beschränktem Maße auch seinen Kredit, eine gesellschaftlich einwandfreie Position ist nötig, ehe man sich dort an die Pokertische setzen darf – aber dann ist es eine Lust, da oben zu leben.

Die *Ressource* weist zwei Eigentümlichkeiten auf, die beachtenswert erscheinen. Sie ist einer der wenigen Klubs, in dem auch in den Vormittagsstunden, und nicht nur des Sonntags, viel gespielt wird. Dort sitzen dann die großen Herren, die eigentlich an die Börse gehen müssten, und spielen, neuerdings Bridge, per Telefon erledigen sie ihre Börsengeschäfte, aus ihrem eigentlichen Hauptberuf machen sie ein Nebengewerbe ... erst die Karten. Unwillkürlich wird durch diese Vormittagsarbeit die Erinnerung an eine andere Einrichtung der *Ressource* wachgerufen, die infolge einer Denunziation ein ebenso plötzliches, wie allgemein bedauertes Ende nahm. In früheren Jahren fand am Sonntagvormittag von 11 bis 1 Uhr in den Parterreräumlichkeiten der *Ressource* eine regelrechte Börse statt, flott und lebhaft wurde gehandelt, genau so, als ob man in der Burgstraße wäre. Alle lieben Getreuen waren in dem Saal versammelt, der bis in die kleinsten Einzelheiten das Aussehen einer regulären Börse hatte, mit festen Bänken für die vereideten Makler, für die großen Bankiers etc. Charakteristisch an dieser Nebenbörse war, dass sie nur der wildesten Spekulation diene. Papiere, die man am Sonnabendmittag in den Schlusskursen kaum beachtet hatte, wurden am Sonntagfrüh 60–80 % höher gehandelt – die berühmtesten »Schwänzen« wurden in der Shadowstraße ausgeführt. Es sind an dieser Sonntagvormittagsbörse große, wirklich große Vermögen verdient worden, noch heute spielen die Söhne und Enkel von dem Gelde an den grünen Tischen in der ersten Etage, das ihre Väter und Großväter einst im Parterre verdient haben. Besonders an den beiden berühmten Sonntagen, an deren einem Kaiser Alexander II. ermordet wurde,⁸⁷

⁸⁷ Am 13. März 1881 in St. Petersburg, Alexander II. initiierte umfassende Reformen im

an deren andern: Nobiling auf Kaiser Wilhelm die meuchlerische Waffe richtete.⁸⁸

Eines schönen Tages schritt die Regierung ein und unterband den ungebändigten Tatendrang der Herren, die sich nicht einmal am Sonntag Ruhe gönnten. Das Geschäft ist nun vorbei, aber es ist noch die Frage, ob die Umsätze viel geringer geworden, seit die Karten die Aktien vollständig verdrängt haben.

Den gleichen Kreisen entstammen im Großen und Ganzen die Mitglieder des *Klubs von Berlin*, der in der Jägerstraße sein eigenes prachtvolles Heim hat, weniger Börse, mehr Beamte, Großkaufleute, Gelehrte, Künstler. Gediegen und vornehm wie die Räume ist die Gesellschaft, denn der *Klub von Berlin* ist der einzige bürgerliche Klub der Reichshauptstadt, in dem nicht nennenswert gespielt wird. Die alten Herren setzen sich wohl einmal zu einer Partie *L'hombre* oder *Whist*, zu einer Partie *Bélzigue* hin, die Jüngeren spielen einen 3-Pfennig-Skat, weit unter ihren Verhältnissen. Der *Klub von Berlin* ist ein Beispiel des Klubs, wie er sein soll, denn er bietet seinen Mitgliedern, die aus Beruf oder Neigung tagsüber von ihrem eigenen Heim ferngehalten werden oder fernbleiben, einen vollgültigen Ersatz, da eine ausgezeichnete Restauration, Schreib- und Lesesäle, viele andere Bequemlichkeiten für alle Bedürfnisse sorgen. Er ist den englischen Klubs nachgebildet, wie sie die City-Kaufleute in London vielfach geschaffen haben. Er könnte das ideale Vorbild sein für andere Klubs, die auf gesunder, solider Basis ihren Mitgliedern etwas bieten wollen und können, ohne zum Spiele zu verleiten, wenn auch er nicht einen befremdlichen Zug aufwiese, den der modern gebildete,

Militär, in der Justiz, im Bildungswesen. Am wichtigsten war 1861 die Abschaffung der Leibeigenschaft der Bauern, die er gegen den Widerstand der russischen Aristokratie durchsetzte.

⁸⁸ Am 2. Juni 1878 schoss Karl Eduard Nobiling aus dem Haus Unter den Linden 18 mit einer Schrotflinte auf den in seiner Kutsche vorbeifahrenden Kaiser Wilhelm I. und verletzte diesen schwer. Obwohl Nobilings Aussagen keine Hinweise auf eine Verbindung zu politischen Kreisen oder Hintermännern ergab, nutzte Reichskanzler Bismarck die Tat – und das Attentat von Max Hödel, der am 18. Mai 1878 mit einem Revolver auf den Kaiser geschossen hatte – zur Durchsetzung des sogenannten »Sozialistengesetzes«. Dieses galt bis 1890 und verbot Druckschriften und Versammlungen der Sozialdemokraten, namentlich der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) und ihr nahestehender Organisationen, vor allem Gewerkschaften.

modern empfindende Mensch längst überwunden haben müsste: eine unleugbare leicht antisemitische Tendenz. Schade drum, weil das Gesamtbild dadurch ungünstig verschoben wird. Auf dem gleichen Niveau steht das *Adlige Kasino* am Pariser Platz, allerdings ist dort, wie der Name schon besagt, das Adelsprädikat die Vorbedingung der Aufnahme. Das Spiel hält sich dort wohl in noch bescheideneren Grenzen als im *Klub von Berlin*, aus dem wildesten Spielklub der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist jetzt eine ganz zahme, ruhige Vereinigung geworden. Die Mitglieder des adligen Kasinos, die Angehörigen der Hofgesellschaft, der höchsten Beamtschaft, der Diplomatie und der Garderegimenter – das Grundstück ist unveräußerliches Eigentum des I. Garderegiments zu Fuß – leben mehr alten Erinnerungen einer großen politischen Zeit, dem Gedanken gemeinsam verbrachter Dienstjahre im Inlande und Auslande, ein Kreis lebender Memoiren, so mutet dieser Klub mit seinen meist bejahrten Herren an.

Nun kommt eine lange Weile gar nichts. Dann erst darf an die andern Klubs gedacht werden. Der beste von ihnen ist der *Klub von 1880* – ziemlich auf einer Stufe mit dem *Turfklub* –, der hauptsächlich die Börse zweiten Grades, Schriftsteller, Journalisten, Theaterleute, Rechtsanwälte und Ärzte, die üblichen Grafen und Barone, auch echte Prinzen zu seinen Mitgliedern zählt. Im *Klub von 80* wird wieder hauptsächlich in den Nachmittagsstunden, und zwar vorzugsweise *Ecarté* und *Piquet*, gespielt – eine Zeit lang gab es die größten Partien in diesem Klub und wenn man vom Glück und vom Ende eines Spielers hörte, dann wurde er nur zu oft in Verbindung mit ihm genannt. Dort oben, Unter der Linden, sind auch die großen Gewinner Berlins zu finden und mit neidischer Bewunderung zeigt man sich die Herren, die immer und immer gewinnen, die sich in wenigen Jahren am Kartentisch in saurer Arbeit ein Vermögen gemacht haben, die mit einem bescheidenen Monatswechsel von einhundertundfünfzig Mark ihren Einzug in Berlin hielten und heute nur in eigenen Equipagen und Automobilen fahren, Rennpferde besitzen und in größtem Stile leben. Bis auch sie wieder das Geschick ereilt, wenn sie nicht rechtzeitig so klug sind aufzuhören.

In den jüngeren Klubs ist die Zusammensetzung die gleiche, vielleicht dass die Konfektion um den Hausvoigteiplatz einen größeren

Prozentsatz zu den Spielern stellt als in den alten Klubs. Einen integrierenden Bestandteil in allen diesen Gesellschaften bilden die Juristen, vornehmlich Rechtsanwälte, die von der *Ressource* angefangen bis herab zu den kleinen Pintscherklubs in der Potsdamerstraße unermüdlich an den Spieltischen sitzen. Für jeden, der mit der Psychologie des Spielers vertraut ist, leicht erklärlich, denn gerade die geistig besonders angestregten Anwälte suchen und brauchen nach des Tages aufreibender Arbeit die Ablenkung im Spiel. Dass sich dann mancher zu weit hinreißen ließ und zu Grunde ging durch die Karten, ist ein trauriges Geschick, und es wäre ganz verfehlt, daraus etwa schließen zu wollen, dass die Rechtsanwälte die wildesten Spieler sind. Man hört nur von dem Niederbruch eines Anwaltes deshalb mehr sprechen, weil durch seinen Fall weitere Schichten der Bevölkerung berührt werden, weil er sich naturgemäß nicht in einem kleinen Kreise abspielen kann. Zuweilen waren es die begabtesten, die sich ruiniert haben und die jetzt, fern von Berlin, ein bedauernswertes Dasein führen, man nennt sich andere, die die Einkünfte ihrer enormen Praxis vollständig am Spieltisch lassen, es gibt auch einige, die vom Gericht in den Klub, dann ins Bureau und schnell wieder in den Klub gehen. Nur an Sonntagen machen sie eine Ausnahme, da gehen sie gar nicht ins Bureau.

Eine Kategorie ist unter den Spielern ziemlich vollständig verschwunden; die Offiziere. Ein Umstand, der zweifelsohne auf das energische, unnachsichtige Einschreiten des Kaisers zurückzuführen ist. Damit soll nicht gesagt sein, dass das Spiel in der Armee vollständig ausgestorben ist, in den kleinen Garnisonen an der östlichen Grenze, wo die Füchse sich »Gute Nacht« wünschen und die Karten den letzten Zusammenhang mit der Kulturwelt bilden, nach den Liebesmählern, wenn die höheren Chargen vom Hauptmann aufwärts sich entfernt haben, wird wohl noch genügend gespielt. Dass sich aber jemals wieder ein Generalmajor oder ein Oberst mit ganz jungen Offizieren an den Kartentisch setzen wird zu gemeinsamem Tun wie in Hannover anno Wechselreitschulprozess, ist ausgeschlossen.

In den Berliner Klubs sind die Offiziere jedenfalls in der verschwindenden Minorität. Sie könnten ja auch gar nicht mittun bei den enormen Summen, um die es sich zumeist handelt. So kommt es, dass die Offiziere mehr unter sich spielen, sie werden dann auch